

Die letzte Welle.

Roman von Hans Bieder.

(6. Fortsetzung.)

Die Drohste war fortgefahren, immer stand sie noch vor dem Eingang des Hauses, zögernd in ihrer Furcht vor dem nächsten Schritt.

Jetzt öffnete sich die Tür, ein Dienstmädchen trat heraus, ein Alice fremde Person.

Es betrachtete die vor dem Haupte stehende Dame mit rücksichtsloser Neugier, die Alice musterten die frühe Besucherin, glitten an ihrer Kleidung herunter — zu wem mochte sie wollen? Im Hause wohnten nur zwei Parteien.

Doch Alice stellte keine Fragen, die Blide des Mädchens hatten sie aufgerüttelt, sie trat ins Haus und stieg die Treppe hinauf.

Vor der Korridorüre zögerte sie wieder; doch sie fühlte, daß sie sich nicht mehr lange aufrecht halten konnte — so drückte sie auf die elektrische Glocke und horchte den Ton nach, als ob ihr Leben davon abhänge.

Einige Augenblicke vergingen, dann öffnete sich die Tür. Die Haushälterin ihres Onkels sah heraus.

Die alte Frau starrte Alice wie eine Erscheinung an; es blieb ihr aber keine Zeit, sich über die plötzliche Ankunft der Nichte ihres Herrn zu wundern, denn Alice schwanke und wäre zu Boden gestürzt, wenn sie nicht hingeworfen und sie in ihren Armen aufgefassen hätte.

Hilffsuchend sah sie sich um, ihre Kräfte zeigten nicht aus, die Ohnmächtige ins Zimmer zu tragen, ihr Ruf konnte den Diener, der sich in einem rückwärts gelegenen Zimmer befand, nicht erreichen. Der Herr war zwar schon aufgestanden, sah aber in Arbeit vertieft in seinem Kabinett — ihn, der die letzte Zeit stark nervös und erregt war, durfte sie nicht erschrecken. — Hilflos stand sie mit ihrer Last da.

Benignität bis zum Empfangszimmer mußte sie die Kranke schaffen. Sie konnte doch hier nicht mit ihr stehen bleiben, Zugluft wehte durch die Tür, die sie nicht hatte schließen können; ihre Haubenbänder flohen, das Haar der in ihren Armen Liegenden, von deren Kopf der Hut, sich nur noch an einer Nadel haltend, halb abgefallen war, bewegte sich hin und her.

„So etwas, so etwas“, murmelte sie vor sich hin, doch die Verzweiflung, in der sie sich befand, regte ihre Kräfte an, halb den Körper in ihren Armen tragend, gelang es ihr endlich, Alice in das Zimmer zu bringen und sie auf einen Divan gleiten zu lassen.

Tief atmend von der Anstrengung, stand sie und sah auf das bleiche Gesicht — doch nicht lange gab sie sich ihrer Betrachtung hin, sie zog die Nadel aus dem Hute, löste diesen vollends von Alice's Kopf, schob ein Kissen, das auf dem Sofa lag, darunter, strich ihr das Haar aus der Stirn, glättete ihr Kleid, damit die Füße bedeckt würden, dann ging sie hinüber in ihres Herrn Zimmer.

Richard Frantville sah nicht von seiner Arbeit auf, als er die Haushälterin eintreten hörte, er dachte, sie käme, um ihn zum Frühstück zu rufen, so sagte er nur:

„Ich komme sofort, Frau Wörmann“, und als er bemerkte, daß sie nicht hinausging, sondern stehen blieb, fügte er in der Annahme, daß nun eine kleine Rede von kaltverwehendem Kaffee und nichternem Magen folgen würde, hinzu:

„Keine fünf Minuten mehr; ich muß dies erst hier endigen.“

Er hoffte sie los zu sein, erhob sich jedoch verwundert, als er plötzlich leises Weinen hörte.

Die Nerven der alten Dame hatten sich nicht länger beherrschen lassen. Das plötzliche Erscheinen der jungen gnädigen Frau, ihr hilfloser Zustand, die Anstrengung, die sie eben gehabt, das Mitleid mit der ganzen so plötzlich ins Unglück geratenen Familie hatten ihr die letzte Fassung geraubt — unter Tränen stammelte sie:

„Ach, gnädiger Herr, die arme, junge gnädige Frau — Frau Alice — sie ist wie tot.“

Nun war doch gesehen, was sie so sorgsam zu vermeiden gesucht, sie hatte ihren Herrn erschreckt.

Der Oberkörper vorbeugt, als wolle er besser hören, was die Frau vor ihm sprach, die Augen angstvoll auf sie gerichtet, fast verständnislos blinnte er sie an. Und als sie schwieg, nicht weiter sprach, nur ihre Schürze vor die Augen drückte und schluchzte, trat er an sie heran, ergriff ihren Arm und schrie fast:

„Alice tot? — Was ist geschehen? — Woher wissen Sie — sprechen Sie doch!“

„Frau Wörmann war über das, was sie angerichtet, jetzt selbst zu erschreckt, daß sie kein Wort mehr hervorbringen konnte. Sie ließ die Schürze sinken und zeigte mit der Hand nach der Tür.“

Frantville stand noch einen Moment, ohne begreifen zu können, dann stürzte er hinaus.

Die Tür zum Empfangszimmer stand offen. Auf dem Sofa sah er eine Gestalt liegen. Der Schreck hemmte seinen Schritt, seine Pulse flogen — er hatte Alice erkannt. Vor ihrem Lager war er auf die Knie gesunken.

Tot — seine Alice tot — hatte die Frau das nicht gesagt? — Aber wie kam Alice hierher? — Es war ja nicht möglich. Wie hatte sie sterben, hier sterben können?

Er richtete sich auf und sah gespannt in ihre Züge.

Das Gesicht war bleich, leblos, nichts schien sich darin zu regen, aber wie sein Blick weiter glitt, sah er, daß sich ihr Busen hob und senkte.

Das brachte ihn zur Ueberlegung zurück. Eine Kranke, Ohnmächtige hatte er vor sich, keine Tote — statt sich seinem Schmerz hinzugeben, mußte er Hilfe schaffen, schleunige Hilfe!

Er rief nach Frau Wörmann. Die Frau schon hinter ihm, sie war ihm gefolgt.

„Schnell, schicken Sie zu Dr. Arnoldson, der hier nebenan wohnt — schnell, halten Sie sich nicht auf! Sprechen Sie jetzt nicht, das hat alles Zeit, später.“

Er hatte die Frau hinausgedrängt, war selbst in sein Schlafzimmer geeilt und brachte Riechsalz und Kölinisches Wasser.

So sanft, als ob er sie zu beruhigen scheute, rief er ihr die Schläfen, brachte ihren Kopf in eine bessere Lage, strich ihr über das Haar, neigte ihre Stirn — die Ohnmacht wollte nicht weichen.

Stumm stand er dann wieder in Betrachtung versunken vor ihr. Seine ganze große und doch so hoffnungslose Liebe, die er mit aller Gewalt zurückgedrängt, war erwacht, aber unter der Sorge für ihr Leben regte sich langsam ein anderes Gefühl, ein Gefühl fast der Freude, daß sie bei ihm, nicht mehr bei jenem anderen war. Mühte sie sterben, so würde sie in seinen Armen sterben — aber nein, sie würde leben, für in leben! Gegen eine Welt wollte er seinen Besitz verteidigen.

Er beugte sich über sie und küßte ihren Mund — wie ein Verbrecher schreite er auf, als er das Geräusch von Schritten hörte — der Arzt war gekommen.

Die Untersuchung hatte lange Zeit in Anspruch genommen, eine endlos lange Zeit, wie es Richard Frantville, der unruhig in seinem Kabinett umhergegangen war, schien.

Der Ausspruch des Arztes brachte nur wenig Beruhigung: Die junge Dame sei aus ihrer Ohnmacht erwacht, aber nicht bei Besinnung. Sie habe starkes Fieber, spräche irre, und er fürchte, daß es leicht zu einer Katastrophe kommen könnte. Die Hauptsache sei, die Kranke von ihrem provisorischen Lager fortzubringen, sie ordentlich zu betten und ihr eine Pflegerin zu stellen — ob die alte Dame, die ihn geholt, das besorgen könne?

Frantville dachte nach — Frau Wörmann hatte sich vorher so unbeholfen in ihrer Erregung gezeigt, daß er ihr Alice nicht anvertrauen wollte — das beste wäre wohl eine geschulte Pflegerin, wie Doktor Arnoldson vorge schlagen; den Gedanken an Frau Klagen, der ihm gekommen, hatte er gleich wieder verworfen, trotzdem er wußte, daß Alice sehr an dieser hing — das könnte später gesehen, wenn die Kranke sich besser fühle.

„Also bestimmt eine Krankenschwester — auch sonst noch Hilfe?“ Doch der Arzt meinte, daß das nicht nötig sei, er werde selbst heute nochmals vorbeikommen und dann entscheiden. Die Krankenschwester würde er schicken.

Bis zu deren Ankunft mußte Alice auf dem Sofa bleiben. Frantville ließ inzwischen wieder in seinem Zimmer umher und machte Pläne.

Er wollte Alice die Wohnung überlassen, in irgendein Hotel ziehen, tagsüber könnte er ja kommen und bei ihr wachen — die übrige Zeit wäre sie dann aber unter fremden Menschen, würde sich fürchten, zu ihm hätte sie doch Vertrauen — sie wäre sonst nicht gekommen.

Auch aus andern Gründen durfte er sie nicht verlassen. Er wußte ja nicht, was vorgefallen war, vielleicht würde sie von diesem Trenteln — verfolgt — der würde ihr nachspüren, wohl auch hier bei ihm, wenn sie war ohne Schutz, er mußte bleiben. — Um wen hatte er sich zu kümmern, was ging das andere an?

Aber Alice's Ruf konnte darunter leiden, daß sie bei ihm, dem Junggesellen, wohnte. Fast mußte er lachen. Ein gefährlicher Junggeselle, er, der Kranke, Zerbrochene — und wenn wirklich irgendeine Nachbarin das ausspionierte und mit ihrer Moral nicht in Einklang bringen konnte — mochte sie reden! Hier handelte es sich um Leben und Tod — fort mit allen Bedenken!

Er rief Frau Wörmann, um mit ihr zu überlegen, wohin Alice gebracht werden könnte, welches Zimmer für sie bergereicht werden sollte.

Die alte Dame, die nur vom ersten Schreck sich hatte hinreißen lassen, war jetzt vollständig ruhig und zeigte jene Umficht, mit der sie sonst sein Hauswesen leitete.

„Daß der Herr das Haus verläßt,“

erklärte sie, als er zögernd davon sprach, für überflüssig — im Gegenteil, seine Anwesenheit sei hier durchaus nötig. Nicht einmal in seinen Gewohnheiten solle er gestört werden; sie hätte schon über alles nachgedacht, er solle ihr das ruhig überlassen. Sie habe an ein Möbelgeschäft telephoniert, daß sofort zwei Betten geschickt würden, eins für die junge, gnädige Frau und eins für die Pflegerin. Frau Alice würde im Empfangszimmer bleiben, wo sie jetzt sei, die Pflegerin könnte im Garderobenzimmer untergebracht werden — jetzt aber solle der Herr endlich seinen Kaffee trinken, sie würde ihm den hier auf dem Tische vor dem Divan servieren.

Frantville hatte still zugehört, ein paar mal zustimmend mit dem Kopfe genickt — die Frau sprach ganz nach seinem Sinne, er empfand ein heißes Dankgefühl, weil sie das alles so richtig und vernünftig angeordnet.

Er zwang sich, als sie ihm das Frühstück brachte, zu einem Schluss aufzufassen, daß auch da Frau Wörmann nicht nachließ und ihm Schonung predigte, ein Bräutchen und ein Ei. — Er dürfe nicht vergessen, mahnte sie, daß ihm jede Abweichung von seinen Gewohnheiten Schaden bringe.

Dann telephonierte er an Klagen, daß dieser zu einer Unterredung zu ihm kommen sollte, er mußte ihm doch einige Verhaltensmaßregeln geben, wenn Klagen auch die Liquidation des Geschäftes fast allein besorgte, da er selbst nicht mehr ins Kontor ging, sondern zu Hause arbeitete.

Als er dies erledigt hatte, schlich er sich an die Tür des Empfangszimmers und horchte. Drinnen hörte er Flüstern — das war wohl Frau Wörmann, welche die Kranke zu beruhigen suchte — einmal glaubte er auch Alice's Stimme zu hören, vielleicht war sie bei Bewußtsein — es brängte ihn, sie zu sehen — fast willenlos klinkte er die Tür auf und trat auf Zehenspitzen einen Schritt vorwärts.

Frau Wörmann, die am Lager der Kranke saß und seinen Eintritt, so leise er auch schritt, wahrgenommen hatte, stand von ihrem Stuhl auf und kam ihm entgegen.

„Sie phantasiert — immer spricht sie davon, daß sie verfolgt würde, will fliehen — ich hatte Mühe, sie zu halten.“

Eine Woche lang dauerte dieser Zustand. Erst nach weiteren Wochen wich das Fieber, langsam war die Besinnung zurückgekehrt — damit aber auch die Erinnerung an das Vorgefallene.

Sie wollte den Onkel sehen. Mit dem erwachten Bewußtsein hatte sie auch die Trostlosigkeit ihrer Lage erkannt. Der Gedanke, zu ihrem Mann zurückkehren zu müssen, erfüllte sie mit Entsetzen. Nur das nicht — warum war sie nicht gestorben! — Alles wäre zu Ende, sie hätte nichts mehr zu fürchten. . .

Als Richard Frantville an ihr Bett trat, sah er ihre Augen angstvoll fragend auf sich gerichtet — er beugte sich über sie und nahm ihre Hand: Worte fand er nicht. Er war so erschüttert, daß ihm Tränen in die Augen traten.

Da lag sie vor ihm, sie, die sein ganzes Denken ausfüllte — das Gesicht schmal und bleich — von ihrem Gatten bis an den Rand des Grabes gebracht!

Er durfte ihr seine Ergriffenheit nicht zeigen, um sie nicht zu erregen, denn schon traten rote Flecke auf ihre Wangen — sie wollte sprechen und brachte doch keinen Laut hervor. Einige Minuten lag sie regungslos, die Furcht vor dem, was sie fragen mußte, was er antworten würde, war so stark in ihr, daß ihr der Mut zu Worten fehlte. Vielleicht würde das bishigen Seidenkleid, die wohlige Ruhe, die sie seit ihrem Erwachen empfunden, verjagt, wenn sie spräche — und als ob er ihre Gedanken verstanden, in Erinnerung dessen, was sie während ihres Fiebers wieder und immer wieder vorgebracht, sagte er sanft:

„Alice, sei ganz ruhig, du bleibst bei mir. Du wirst bald gesund werden, wir wollen fortgehen, irgendwohin, wo uns niemand kennt, niemand nach uns fragen kann.“

Langsam hoben sich ihre Lider, ein Blick innigen Dankes traf ihn, sie atmete tief, erleichtert, auf, ihre Hand drückte die seinige — leise kam es über ihre Lippen:

„Fort von allen Menschen!“ — „Fort mit kleinem, schwachem Mädchen, das fast den früheren Frohsinn in ihre Züge zurückzauberte, fügte sie hinzu:

„Ich werde dich pflegen, Onkel Richard — auch du wirst nicht mehr krank sein.“

Von dieser Stunde an erholte sich Alice schnell. Schon nach einigen Tagen konnte sie das Bett verlassen. Wieder einige Tage später glaubte Frantville ohne Gefahr mit ihr die Zukunft und alles, was inzwischen vorgefallen, besprechen zu können.

Daß sie nicht zu ihrem Mann zurückgehen würde, erschien außer Frage — sie erzählte ihm den Vorgang, der sie aus dem Hause getrieben, und bat, ihr alles zu sagen, was während ihrer Krankheit geschehen.

„Fürchte dich nicht, mir Schmerz“

zu bereiten, ich bin ganz ruhig, kann alles hören.“

Sie hatte ihre Hand auf die seine gelegt und sah gespannt in sein Gesicht.

Und Frantville sprach: „Trenteln hat an deine Eltern geschrieben, da er dich bei ihnen vermutete. Mama, die von mir über dein Hiersein und deine Krankheit gleich anfangs unterrichtet war, hat mir den Brief, der wie alles für Papa einsteilen Geheimnis bleiben muß, eingeschickt. Auf meinen Rat hat sie Trenteln geantwortet, daß du krank seist, dich in einem Sanatorium befindetst und alle Bestimmungen für die Zukunft aufgeschoben werden müßten.“

Darauf hat Trenteln nochmals geschrieben, um Angabe deines Aufenthaltsortes ersucht — deine Mutter hat ausweichend geantwortet: Die Ärzte hätten dir Ruhe verordnet, es dürfe niemand zu dir gelassen werden.“

Von neuem war ein Brief gekommen, worin er mit den Gerichten gedroht, sofortige Austunft über dich verlangte — darauf hat deine Mutter nicht mehr geantwortet.“

Das war vor einer Woche — seitdem ist er still geblieben. Er hofft wohl, daß sich nach deiner Genesung wieder alles leidlich einrichten lassen wird.“

Mit tiefem Ernst hatte Alice zugehört, als Frantville schwieg, fragte sie:

„Und was nun weiter? Wie soll das enden?“

„Alles, alles, nur nicht zu ihm zurück — ich kann nicht, er hat mich beschimpft, verhöhnt, er liebt mich nicht — wie eine Verworrene würde ich mir vorkommen, wenn ich an seiner Seite stehen müßte!“

Er suchte sie zu beruhigen — seine letzten Worte klangen feierlich, wie ein Schwur:

„Alice — höre mich an: Du weißt, ich bin ein kranker Mann, habe vielleicht nur noch ein paar Jahre zu leben, aber diese Jahre sind alles, was ich habe und bin, gehört dir — eher würde ich mich in Stücke reißen lassen, als daß ich dich wieder in die Hand dieses Mannes gäbe.“

Wie damals, als er sie bei ihrer Ankunft nach ihrer Verlobung gefragt und nicht aus seinen Armen gelassen hatte, empfand sie seine Worte, die so heiß, so anders klangen, als er sonst zu ihr gesprochen, in ihrer vollen Bedeutung — heute verstand sie, was in ihm vorging. Sie hatte die Liebe, wenn auch nur eine unechte Liebe, kennen gelernt, sie war Frau — eine Wissende.

Ohne zu sprechen, fann sie vor sich hin: Er liebe sie — war es möglich, daß sie bei ihm blieb? — Und weiter, erst jetzt, ganz plötzlich kam ihr zum Bewußtsein: Was würde die Welt dazu sagen, würde man sie nicht verdächtigen — an ein reines Verhältnis zwischen ihnen glauben wollen?

Und wenn nicht — mit reinem Gewissen konnte man sich wohl über Schmachtschuld hinwegsetzen? Was kümmerte sie die Welt? — Konnte diese verstehen, was man ihr angetan, was sie gelitten? — So mochten die Menschen sich auch damit zufriedengeben, wie sie sich fortan ihr Leben einrichten würde.

Sie reichte ihm die Hand: „Ich danke dir für deine Worte“, sagte sie schlicht, „ich fühle mich ruhig in deinem Schutze.“

Nach einer Woche wollten sie in Königshaus bleiben, Alice sollte sich erst ganz erholen; auch Frantville mußte Anordnungen treffen, alles mit Klagen besprechen, damit die Liquidation des Geschäftes ohne Störung ihren Gang gehen könnte.

Aber gegen Ende der Woche traf ein Brief von Frau Leonore ein, dem wieder ein solcher von Trenteln beilag:

Nachmals forderte er die Rückkehr Alice's oder wenigstens die Angabe ihres Aufenthalts. Trenteln glaubte, annehmen zu dürfen, daß es mit dem Verlassen der Firma nicht so ernst steh — so wollte er lieber einlenken. Er schrieb diesmal ruhiger als vorher, es war eine Art Abbitte. Die kleinen Mißverständnisse, die Alice zu ernst genommen — vielleicht, weil sie schon damals krank gewesen — bereue er. So etwas käme ja wohl in jeder Ehe einmal vor und hätte seine Frau nicht veranlassen dürfen, ihn zu verlassen.

So ging der Brief noch weiter — was Alice aber am meisten beunruhigte — auch ihre Mutter stand jetzt auf der Seite ihres Mannes. Sie schien überzeugt zu sein, daß Trenteln im Rechte sei, daß Alice wohl wirklich alles zu schwer genommen und daß es noch wieder gut werden könnte, wenn sie zu ihrem Mann zurückkehrte.

Frau Leonore hielt, wie sie dies ganz offen ausgesprochen, Alice's bleiben bei dem Onkel für eine Unmöglichkeit. Was sollte denn daraus werden? Alice sei doch noch jung, das ganze Leben läge vor ihr — sollte sie als eine ihrem Mann entschwundene Frau fortan durch die Welt

ziehen? Man müsse doch auch mit den Menschen rechnen. — Das war der Schwerpunkt — sie, die nie Anfechtungen irgendwelcher Art erlitten, deren Ehe wie ein Schiff auf glatten Wellen dahin geschlitten war, hatten schwere Bedenken ersucht: Die Szene mit ihrem Schwager war ihr vor Augen getreten, damals, als sie ihn gebeten, nach Prag zu fahren und mit Trenteln zu sprechen, als sie seine Gefühle für ihre Tochter erkannt — jetzt sollte diese immer um ihn bleiben — das durfte nicht sein! Wohin sollte das führen? —

All diese Gedanken, denen sie in ihrer jetzigen Abgeschlossenheit nachging, hatten sie immer mehr die Ueberzeugung gewinnen lassen, daß nur ein einziger Ausweg blieb: Alice mußte wieder zu ihrem Gatten zurück. Und in diesem Sinne, wenn sie auch ihr geheimsten Gedanken verbergte, war der Brief an die Tochter geschrieben worden.

Während Alice las, hatte sie sich tief in den großen Sessel zurückgelehnt — immer fester preßte sie sich hinein, als ob sie Schutz finden, sich darin verbergen könnte. — So sah sie lange und grübelte. Doch ihre Gedanken, die durch die Worte der Mutter verwirrt worden waren, fanden keine feste Richtung; ihr Entschluß, der noch kürzlich so unerschütterlich erschienen, fing an zu wanken.

Auch an ihr Pflichtgefühl hatte ihre Mutter appelliert — ihr vorgestellt, wie das von ihr forderte, zu ihrem Mann zurückzukehren. — Einen Augenblick lang war ihr gewesen, als ob sie dem nachgeben, alles auf sich nehmen und erdulden müßte.

Aber dann hörte sie wieder seine Worte, sah ihn, wie er vor ihr gestanden, Hoß und Verachtung in seinen Blicken — wieder gelte in ihren Ohren, was er ihr zugerufen: daß er sie nicht liebe, nie geliebt habe.

Und zu ihm sollte sie zurück! Gab es eine Pflicht, die ihr das gebot, die sie zwang, wieder neben ihm zu leben, nachdem er sie so schwer getränkt hatte?

Hatte denn sie ihr Gelübnis gebrochen, das sie vor dem Altar abgelegt — hatte sie ihn nicht geliebt, heiß und innig geliebt und immer wieder Vergebung gefunden, wenn sie glauben mußte, daß er sie vernachlässigte? — Hatte sie jemals an ihrem Glücke zweifeln wollen, bis es so weit war, daß es keinen Zweifel mehr gab? Hatte er nicht alles zerstört, was in ihr von Liebe gewesen — konnte das, was er in ihr zerbrochen, jemals wieder zusammengefügt werden? Trug sie die Schuld, daß ihre Liebe erstarben, sich in Grauen vor ihm gewandelt hatte? Nein, niemand konnte Unmögliches von ihr fordern: ihre Menschenehre befreien sie von den Pflichten gegen ihn.

Und wenn die Menschen sie verläßern, ihr alle Schuld geben würden, was galt das gegen ihr eigenes Bewußtsein, das sie von jedem Unrecht freisprach!

In ihr war nichts zurückgeblieben als dieses Gefühl des Grauens, des Abscheues dem Manne gegenüber, den sie einst so heiß geliebt hatte.

Sie konnte nicht! Zum letzten Male hatte sie sich ihr Hirn zermartert, sich geprüßt — mochte kommen, was wollte, zu ihm ging sie nicht zurück! Was aus ihr werden sollte? —

Auch darüber wollte sie nicht weiter nachdenken. Ihr Onkel stand ihr zur Seite, ihm durfte sie vertrauen, sich seiner Führung überlassen. — er würde sie schützen und behüten — und wie immer er sie führte, es konnte nur zum Besten für sie sein.

Sie stand auf und ging zu Frantville, der in seinem Zimmer mit Schreiben beschäftigt war.

„Störe ich dich?“

„Als er sofort die Feder aus der Hand legte, aufsprang und ihr entgegen trat, reichte sie ihm die Briefe ihrer Mutter und ihres Mannes.“

„Les — aber vorher sollst du wissen, daß alles, was Mama schreibt, vergeblich ist — nie lehre ich zu ihm zurück — ich bleibe bei dir.“

Nur das letzte hörte er; diese Worte füllten die Welt mit neuem Glanz, leuchteten ihm entgegen, wie in goldener Schrift — alles andere verlor. Dann beherrschte er sich und las — gab ihr mit bebenden Händen die Briefe zurück.

„Wäre es nicht richtig, Alice — ein Ende zu machen, dich ganz und für immer von ihm loszulassen? Wüßtest du mir das Recht einräumen, deine — Scheidung durchzuführen?“

Bei dem Worte Scheidung zuckte sie doch zusammen. Daran hatte sie noch nicht gedacht, nicht überlegt, daß es bei der Trennung allein nicht bleiben dürfe, daß dieser Trennung eine gesetzliche Form gegeben werden müsse — daß die Gerichte noch mitzusprechen hätten — und all das Drum und Dran; die Öffentlichkeit, in die ihr Leben gezerrt werden würde. — Doch nur einen Augenblick brauchte sie, um sich an diesen Gedanken zu gewöhnen: Auch das mußte eben verstanden werden.

„Ja.“

Nur das eine Wort — fast klang es wie das „Ja“, daß sie vor kaum einem Jahre so glückselig am Altar gesprochen, auch so schwerwiegend,

und doch lag ein anderer Ton darin — ein Ton von geteiltstem Glück. — „Ja“ — wiederholte sie — „ich bin einverstanden — nichts, nichts darf mich mehr an ihn binden.“

Frantville hatte schon überlegt: Er würde nach Prag fahren, um selbst mit Trenteln zu unterhandeln. Das, was er damals mit Entsetzen zurückgewiesen, nahm er heute mit Freudigkeit auf sich.

Damals hatte ihm Frau Leonore zugemutet, für ihre Tochter einzutreten, ihr Glück zurechtzufrieden — heute gab ihm die Tochter selbst das Recht, sie aus den Fesseln eines erlogenen Glückes zu befreien.

Leutnant Botho von Trenteln ging unruhig in seinem Zimmer hin und her. Schon fast eine Woche war seit seinem letzten Brief an Frau von Frantville verfloßen. Immer noch keine Antwort!

Was hatte das zu bedeuten? — Ueberlegte man erst, was man schreiben sollte, oder glaubten sie durch Stillschweigen ihn gefügig zu machen, daß er auf all ihre Pläne einging?

Das gab es nicht. Alice mußte zurück — nur so hatte er die Hoffnung, wieder zu Geld und Ruhe zu kommen; denn daß es mit den Frantvilles nicht so schlimm stand, bewies ihm die ungeläufige Auszahlung seiner Monatszulage auf Veranlassung Richard Frantvilles.

Auch aus anderen Gründen mußte sie wieder her: Durch die Dienstboten war ihre Flucht bekannt geworden, hatte sich herumgesprochen — ein Kamerad hatte sie auf dem Bahnhof gesehen, sie begrüßt, doch sie hatte ihn wie abwendend angestarrt und seinen Gruß nicht erwidert — der hatte sich eine Geschichte daraus zusammengetrimmt und hatte hier und dort ein Wort darüber fallen lassen.

Auch zu dem Obersten war es gekommen, daß Trenteln's Frau nach einem fürchterlichen Sturz auf und davon sei. Der Oberst hatte ihn zu sich rufen lassen und gefragt:

Trenteln hatte Ausflüchte gemacht, von großer Nervosität, wie das so in gewissen Zuständen bei jungen Frauen vorkomme, gesprochen: Plötzliche, unbändige Sehnsucht nach der Mutter — und da er die Reise allein nicht gleich zugeben wollte, sei seine Frau heimlich gegangen. Es sei schon wieder alles geordnet, in einer Woche käme sie zurück.

Der Oberst war nicht überzeugt gewesen, hatte sich jedoch einwilligen zufriedengegeben und nur vor öffentlichen Vergessen gewarnt.

Verbrochen war Trenteln nach Hause gegangen. Am liebsten hätte er gleich seinen Abschied gemeldet — er hätte diese ewige Beschränkung — diese strenge Disziplin — wenn er nur endlich loskäme!

Aber jetzt, wie die Dinge lagen, mußte er warten — er wußte ja selbst noch nicht, wie alles kommen würde.

Wenn er sie nur endlich hier hätte, diese Frau, die ihm durch ihre Empfindlichkeit so viel überflüssigen Ärger verursacht hatte. Was wollte sie eigentlich? Er hatte sie wegen ihres Geldes geheiratet — nun, das tatene andere auch. Er hätte es ihr nur nicht so brutal sagen dürfen. Das war ein unerbittlicher Fehler, freilich, durch seine damalige Aufregung erklärt. Wah, wenn sie nur erst hier wäre, würde er schon wieder ihr Herz erobern können!

Im Flug schlug die Glocke an, gleich darauf kam das Stubenmädchen und überreichte ihm eine Karte. „Richard von Frantville“ stand darauf.

Einen Moment fann er nach: Richard — wer ist das — der Bruder, der Husar? — Doch gleich fiel ihm ein, daß dieser Lothar hieß, der alte Frantville Alfred — also konnte es wohl nur der Onkel sein, von dem seine Frau so schwärmerisch gesprochen: „Der liebe Onkel, der gute Onkel“. Also wohl eine tomische Figur — und der kam zu ihm. Na, nur los, mit dem würde er schon fertig werden.

„Ich lasse bitten.“ — Das Mädchen verschwand, eine Minute später stand Richard Frantville im Zimmer. Trenteln fühlte sich enttäuscht, unangenehm enttäuscht, als er den Mann vor sich sah — der erschien nicht, als ob mit ihm leicht umzuspringen wäre.

Die hohe, schlanke Figur in tadellosem Gehrock, leicht nach vorn geneigt, die intelligent blickenden Augen in dem blauen Gesicht mit dem kurz gehaltenen Spitzbart — er machte den Eindruck eines Diplomaten.

Unwillkürlich richtete sich Trenteln strenger auf — er stand jenem nicht nach an Größe, dazu die Uniform, die ihm an und für sich das Uebergewicht über den Zivilisten gab — er würde sich nicht imponieren lassen, mit welcher Absicht jener auch immer gekommen war.

Unter den halb zugekniffenen Augenlidern mußte er Frantville eine Sekunde lang — da stand ein Gegner vor ihm, sein Gefühl trotz nicht — es hieß auf der Hut sein.

(Fortsetzung folgt.)

— Splitter. Auch der ehrliche Mensch kann verstockt werden.